

Lital Porat

Die vergessene Legende

Vom deutschen Mädel zur jüdischen Schauspielikone

Das außergewöhnliche Leben der Irene Klein

Für alle, die nicht wegschauen

Inhaltsverzeichnis

Geleitwort **9**

Prolog

Juni 1945 ..... **11**

Erster Teil

1. Kapitel: Juni 1924, 21 Jahre davor **17**
2. Kapitel: August 1924 ..... **27**
3. Kapitel: Juni 1928 ..... **28**
4. Kapitel: Juli 1928 ..... **31**
5. Kapitel: September 1929 ..... **37**
6. Kapitel: Oktober 1929 ..... **39**
7. Kapitel: November 1929 ..... **46**
8. Kapitel: August 1930 ..... **53**
9. Kapitel: September 1930 ..... **59**
10. Kapitel: Juni 1932 ..... **68**
11. Kapitel: August 1932 ..... **69**
12. Kapitel: Dezember 1932 ..... **85**
13. Kapitel: Januar 1933 ..... **108**
14. Kapitel: Februar 1933 ..... **111**
15. Kapitel: März 1933 ..... **115**
16. Kapitel: 20. April 1934 ..... **117**
17. Kapitel: Mai 1934 ..... **124**
18. Kapitel: Juni 1934 ..... **128**
19. Kapitel: August 1934 ..... **133**

20. Kapitel: Januar 1936 ... 141
21. Kapitel: März 1936 ... 145
22. Kapitel: 20. April 1936 ... 150
23. Kapitel: Juni 1936 ... 155
24. Kapitel: Juli 1936 ... 157
25. Kapitel: September 1936 ... 187
26. Kapitel: November 1936 ... 214
27. Kapitel: Dezember 1936 ... 225
28. Kapitel: Januar 1937 ... 230
29. Kapitel: Februar 1937 ... 239
30. Kapitel: März 1937 ... 245
31. Kapitel: Mai 1937 ... 246
32. Kapitel: Juli 1937 ... 248
33. Kapitel: August 1937 ... 251
34. Kapitel: September 1937 ... 260
35. Kapitel: März 1938 ... 304
36. Kapitel: April 1938 ... 306
37. Kapitel: 20. April 1938 ... 308
38. Kapitel: November 1938 ... 315
39. Kapitel: Mai 1939 ... 319
40. Kapitel: Juni 1939 ... 322
41. Kapitel: August 1939 ... 330

Zweiter Teil

42. Kapitel: September 1939 ... 343
43. Kapitel: Dezember 1939 ... 357
44. Kapitel: Juni 1940 ... 359
45. Kapitel: September 1940 ... 361
46. Kapitel: Oktober 1940 ... 362
47. Kapitel: November 1940 ... 367

48. Kapitel: März 1941 ..... **367**
49. Kapitel: Februar 1942 ..... **375**
50. Kapitel: März 1942 ..... **378**
51. Kapitel: 20. April 1942 ..... **417**
52. Kapitel: Mai 1942 ..... **425**
53. Kapitel: Juni 1942 ..... **436**
54. Kapitel: März 1943 ..... **441**
55. Kapitel: 20. April 1943 ..... **445**
56. Kapitel: Juni 1943 ..... **468**
57. Kapitel: Dezember 1943 ..... **476**
58. Kapitel: Januar 1944 ..... **482**
59. Kapitel: 20. April 1944 ..... **485**
60. Kapitel: Juni 1944 ..... **486**
61. Kapitel: März 1945 ..... **494**
62. Kapitel: April 1945 ..... **503**
63. Kapitel: 20. April 1945 ..... **505**
64. Kapitel: Mai 1945 ..... **532**
65. Kapitel: Juni 1945 ..... **536**

Epilog **557**

Nachwort **559**

Biografie von Irene Klein / Orna Porat **569**

Anmerkungen **573**
Dank **575**

Geleitwort

Von Steffen Seibert
(Botschafter der Bundesrepublik Deutschland
in Israel bis Juli 2026)

Israel ist ein Land voller Menschen mit faszinierenden Lebensgeschichten; Leben voller Wendungen und Neuanfänge. So ist auch das Leben der Frau, die als Irene Klein in Deutschland geboren wurde und heute in Israel unter dem Namen Orna Porat als Theaterlegende verehrt wird. Diese Biografie erzählt vom Leben und Wirken dieser bemerkenswerten Frau, von ihrer frühen Begeisterung für Hitler über die Anfänge als Schauspielerin bis zur Begegnung mit einem jüdischen Offizier, mit dem sie nach Palästina auswandern wird. Hier gilt sie als Grande Dame des Theaters, in ihrer alten Heimat Deutschland jedoch ist sie so gut wie unbekannt.

Auch ich muss gestehen, dass mir Orna Porat kein Begriff war, bis ihre Tochter Lital Porat mich vor etwa zwei Jahren in der Botschaft besuchte, um mir ihr Buch über ihre Mutter vorzustellen. Ich möchte es jedem empfehlen, dem die Verbindung zwischen Deutschland und Israel etwas bedeutet. Der menschliche Anstand, die moralische Integrität Orna Porats sind zutiefst inspirierend. Ihre Biografie schlägt eine Brücke zwischen unseren beiden Ländern, die heute wichtiger ist denn je. Neben ihrer eindrucksvollen Theaterkarriere schuf sie mit der Gründung des nach ihr benannten Kindertheaters nicht nur eine weitere Bühne, sondern vor allem einen bleibenden Ort der Begegnung für junge Menschen. Sie verstand, dass dort, wo Kinder

sich gemeinsam vergnügen, staunen und lernen, die Welt mit den Augen der anderen zu sehen, die Grundlagen für Empathie und Hoffnung gelegt werden.

Wir brauchen auch heute Brückenbauer, wie Orna Porat es zu ihrer Zeit war. Menschen, die im Wissen um die schmerzvolle Vergangenheit gemeinsame Zukunft gestalten.

Tel Aviv, im April 2026

Prolog

Juni 1945

Überraschend, wie ruhig sie war. Als ob sie die Angelegenheit nichts anginge, als sei nicht sie die junge Frau, die in der einbrechenden Dunkelheit die vernachlässigten Pfade zwischen den Grabsteinen entlangschritt, flankiert von zwei erschöpften Soldaten, die, so schien ihr, mit letzter Kraft marschierten. Auf den schmalen Pfaden gingen sie Schulter an Schulter mit ihr, und zu ihrem Erstaunen war ihr diese erzwungene Nähe beinahe angenehm.

Die Nacht war kalt. Tief und still. Die Soldaten, die Stablampen, geschwächt wie sie selbst, in Händen hielten, bahnten sich einen matschigen, gelblich trüben Weg in der dichten, zähen Dunkelheit. An der Spitze der seltsamen Prozession schritt ein Offizier im Rang eines Captains. Er setzte seine Füße weich auf der Erde auf, als versuchte er, sie nicht mit seinem Gewicht zu belasten. Sie blickte sich um und dachte: *Was für eine Szene! Großer Gott, wie banal. Brecht hätte darüber schon ein Theaterstück geschrieben.* Einer der Soldaten stolperte über einen Zweig, und sie streckte instinktiv die Hand aus, um ihn am Arm festzuhalten. Wie absurd, drei Menschen, die sie nicht kannte, erfüllten eine so bedeutende Aufgabe in ihrem Leben. Oder am Ende ihres Lebens. Nicht einmal ihre Namen kannte sie. Sie wusste nur, dass ihre Augen trotz ihrer jungen Jahre voller Bilder waren, die kein Mensch im Laufe seines Lebens sehen sollte, weder in sei-

ner Jugend noch im Alter. Wider Willen spielten sie die Rolle des Publikums in einem fast lächerlichen Drama, in welchem sie die Hauptfigur verkörperte. Und was für eine. Sie blickte in sich hinein, suchte tief in ihrem Inneren, fand jedoch nicht den leisesten Schatten von Angst oder Kapitulation, von Versäumnis oder Niederlage. Im Gegenteil, sie stellte überrascht fest, dass ihr leicht zumute wurde. Sie war beinahe fröhlich, denn in Kürze würde sie im Wind verwehen, Teil der Anblicke und Gerüche werden, die sie so liebte, wie den Duft vermodernder Blätter, den Geruch der Erde. Die Natur. Sie würde ihren, wenn auch bescheidenen Teil zu diesem Kreislauf beitragen. Sie fragte sich, ob ein Mensch einen Augenblick, bevor er aus dieser Welt schied, so empfinden sollte. Oder vielleicht eher Bedauern? Reue? Angst? Was auch immer – sie fühlte nichts davon.

Sie betrachtete sich von der Seite, als hätte sie ihren Körper bereits verlassen, spielte die Rolle der würdigen Heldin in einem Groschenroman, kostümiert mit einem Kleid, das sein Leben als Zucker- oder Mehlsack begonnen hatte, zahlreiche Metamorphosen durchlaufen, stündlich die Besitzer gewechselt hatte – und jetzt auch am Ende seines Weges angelangt war. So oder so, gleich würde der letzte Vorhang fallen. Viele Rollen hatte sie in ihrem kurzen Leben bereits verkörpert, und nun war es Zeit, von der Bühne abzutreten. In der Ferne heulte ein Schakal. Sie spitzte die Ohren: Würde sie noch die Schüsse hören, die zwischen den Bäumen verebben würden, ähnlich wie ihr Tod?

Hier, jenseits der Mauer, in der Kirche des Heiligen Lukas, war sie getauft worden, und im Kirchhof hatte sie Verstecken gespielt, sich freitags nach der Messe zwischen den Grabsteinen versteckt. Der Tod war hier Teil des Lebens. Sie hatte damals keine Angst gehabt, weshalb sollte sie jetzt Angst haben? Aber das alles war vor langer Zeit gewesen, bevor der Himmel herab-

fiel, bevor der Tod zu ihrem engen, getreuen Begleiter wurde, zur alltäglichen Routine. Hier hatte sich kaum etwas verändert, die Bäume standen noch wie damals, wenn auch nicht mehr so stolz, aufrecht und gepflegt wie in ihrer Erinnerung, und sie streckten auch keine grünenden Zweige mehr zu den Wolken aus. Sie schienen geschrumpft, niedergedrückt, senkten die Köpfe zu den hochgeschossenen Gräsern und Dornen zwischen den Grabsteinen, die wie durch ein Wunder größtenteils unversehrt geblieben waren, auch wenn der Zahn der Zeit an ihnen genagt hatte, sie von Efeu und Moos überzogen waren und das wild wuchernde Unkraut zwischen den Gräbern seit Ewigkeiten nicht mehr gejätet worden war. Der Tod war nicht gestört worden. Hier, in seinem ewigen Reich, wurde seine Arbeit zuverlässig verrichtet.

Die junge Frau hob den Blick. Von der Westseite der Dorfkirche, gelehnt auf einen schwarzen Schattenfuß, warf die rissige weiße Haut der Mauer den unbeständigen Schein des Mondes zurück, der hinter einer Wolke hervorspähte und einen weiß glänzenden Lichtteppich zu ihren Füßen ausbreitete, der sie wie ein Suchscheinwerfer begleitete. Der himmlische Beleuchter hatte seinen Sinn für Humor nicht verloren und anlässlich des Ereignisses eine absurde Illumination entworfen.

Die bedrückende Prozession erreichte den Rand eines offenen Grabs, das sie an den aufgerissenen Rachen eines Ungeheuers aus einem Kindermärchen erinnerte. Dunkle Erdklumpen, aus ihrer Ruhe aufgestört, fassten die Ränder der Grube wie schwarze Lippen ein. Bald würden sie an ihren Platz zurückkehren, und der Mund der Erde würde sich für immer über ihrem leblosen Körper schließen. Aus der erst kürzlich aufgegrabenen Erde stiegen Gerüche von grünlichem Ysop, modernden Zweigen und frischem Regen auf. Trotz allem, ob sie morgen hier sein würde

oder nicht, würde der Tau gegen Morgen fallen, die Erde nach dem Sonnenuntergang sicher von Regen überspült werden, und in Bälde würde sich ihr Zauber entfalten und Blumen in allerlei Farben auch auf ihrem Grab wachsen lassen. Blaue Kornblumen, gelber Hahnenfuß. Ihr kam der Vers eines Gedichts, das sie liebte, in den Sinn: »Die Träne quillt, die Erde hat mich wieder.«[1]

Tiefe Stille hüllte das Herz der jungen Frau ein, die Art innerer Ruhe eines Menschen, der am Ende seiner Reise angelangt ist. Sie blickte ohne Furcht in die offene Grube. Der Captain zog ein Blatt Papier aus seiner Tasche und warf ihr einen Blick zu. Das Gesicht des Offiziers, Mitglied des britischen Nachrichtenkorps, wirkte so besorgt und ernst, dass sie fast dem Impuls nachgegeben hätte, eine Hand auf seinen Arm zu legen. Er strich das verknitterte Papier glatt und verlas beim Licht der Lampe, die der Sergeant, sein Untergebener und enger Kamerad, hielt: »Fräulein Emma Müller, infolge Ihres freiwilligen und ohne Zwang vor dem autorisierten Gericht der Alliierten abgegebenen Geständnisses werden Sie in allen Punkten der Anklage für schuldig befunden. Der Urteilsspruch erfolgte einstimmig. Gemäß Ihrer Bitte wird das Urteil, dank Ihrer Kooperation und dem Wortlaut entsprechend, hier, im evangelischen Friedhof der Stadt Porz, vollstreckt. Möchten Sie noch etwas sagen?«

Die junge Frau, genannt Emma Müller, hörte nicht wirklich zu. Das Urteil war ihr bekannt, und er las es ohnehin auf Englisch vor, was sie nicht verstand. Sie betrachtete das Gesicht des Offiziers. Seine Augen. Sogar in dem dürftigen Licht konnte man erkennen, dass sie blau waren. Ihr kam vor, dass sie eine kleine Narbe wahrnahm, die sich über dem linken Auge zu seiner Stirn hinaufzog und unter der Kappe auf seinem Kopf verschwand. Der Captain fragte: »Haben Sie eine letzte Bitte?« Überrascht merkte sie, dass er jetzt zu perfektem Deutsch gewechselt

hatte, überdies mit Kölner Zungenschlag, ihrer Geburtsstadt. Ein eigenartiges Gefühl durchschauerte sie.

»Fräulein Müller?«, fragte der Captain. Sie machte sich nicht die Mühe, ihn zu korrigieren, denn wie Shakespeare sagte, letzten Endes – »What's in a name?«[2] Und das war ganz sicher das Ende. Der Sergeant starrte sie an und signalisierte ihr: Der Captain wartet!

Das Gefühl verflog. Ihre Finger glitten zu der Kette an ihrem Hals, und sie umschloss mit der Hand den versilberten Muschelanhänger. Sie blickte um sich. Ruhe durchdrang ihre Seele. Noch ein Weilchen und auch sie würde ein Teil dieser Stille sein, nach der es sie so dürstete, und dann würde sie zu einer Blume werden und im Frühling würde eine Biene zu ihr kommen und …

»Fräulein Müller?«, fragte der Captain. Die junge Frau löste die Kette von ihrem Hals und hielt sie dem Offizier auf der offenen Handfläche hin.

Freddie, sein Sergeant, spannte sich an, diesen Nazis war nicht zu trauen, vor allem wenn sie nichts mehr zu verlieren hatten. Er verfolgte ihre Bewegung mit Argusaugen. Man konnte nie wissen, ob sie nicht womöglich die Nähe zu Captain Joe, seinem Vorgesetzten, den er wie einen Bruder liebte, ausnutzen würde, um plötzlich etwas Spitzes herauszuziehen. Bevor man sie aus der Zelle der Keller des EL-DE, dem ehemaligen Hauptquartier der Gestapo in Köln, geholt hatte, das ironischerweise völlig unversehrt wie eine kleine Insel im Ruinenmeer stehen geblieben war, hatte er Captain Joe um Erlaubnis gebeten, ihr Handschellen anzulegen, um Überraschungen zu vermeiden. Doch der Captain hatte nicht zugestimmt. Er weigerte sich, dieser Deutschen das bisschen Freiheit zu nehmen, das ihr geblieben war, wahrte ihre Würde in den letzten Stunden ihres Lebens. Der Sergeant hoffte sehr, dass sein Vorgesetzter diese Entschei-

dung nicht teuer bezahlen würde. Es wäre jammerschade, um nicht zu sagen lächerlich, wenn der Captain nach allem, was sie in diesem Krieg, in dem sie gesiegt hatten, den sie Schulter an Schulter wie Brüder durchgemacht hatten, jetzt verletzt würde. Und noch dazu von einer Nazihündin. *Er hat Glück,* dachte Freddie, *denn wer weiß, was ihm passiert wäre, wenn ich nicht wie eine Glucke auf ihn aufgepasst hätte. Wie letztes Weihnachten in dem belgischen Dorf Moresnet, falls dieses erbärmliche Loch so hieß, als der Scharfschütze auf dem Kirchturm …*

Captain Joe streckte seine Hand nach der der jungen Frau aus. Sergeant Freddie umklammerte den Griff seiner Pistole fester. Er und der andere Soldat, dessen Namen er sich nicht merken konnte, richteten ihre Lampen auf den Captain und die junge Frau. Der Anhänger an der Kette, der im Begriff stand, die Hände zu wechseln, pendelte aus eigener Kraft wie ein Perpetuum mobile hin und her, entfernte sich einen Moment von der jungen Frau, näherte sich dann der Hand von Captain Joe – und wieder zurück. Noch einen Augenblick schwankte er in der Luft, nach rechts und nach links, und kam nach einigen Sekunden zwischen dem Mann und der Frau zum Stillstand. Er hing im Nichts, im Mondschein glitzernd mit einer Fröhlichkeit, die fehl am Platz war, und dann fiel er plötzlich herunter, schlug auf der Erde auf wie ein abgeschossener Vogel. Durch den Aufprall öffnete sich der Muschelanhänger, und ein weißer, zusammengefalteter Zettel flatterte heraus. Captain Joe und die junge Frau bückten sich beide und streckten ihre Hände nach dem Stück Papier aus, das sich hell gegen die dunkle Erde abhob. Im Mondlicht gingen die Schattenrisse der ausgestreckten Hände, die einander zu berühren schienen, nahtlos ineinander auf.

Erster Teil

1. Kapitel: Juni 1924, 21 Jahre davor

Warum steht er dort an der Tür, ihr Ehemann, bleich und schwitzend, und streckt die Hand nicht aus? Oh, jetzt nähert er sich ihr mit einem Taschentuch in der Hand, um ihr den Schweiß abzuwischen, aber er … er geht an ihr vorbei zur Küche. Der Wasserhahn wird mit einem rostigen Knirschen aufgedreht. »Willi!!!«, schreit sie.

Keine Reaktion. Wie kann man so unnütz sein und auch noch so tun, als habe man nichts mit der Sache zu tun? In Wahrheit überzieht ein schweres Schuldgefühl sein dunkelrot verfärbtes Gesicht. »Willi!«, schreit sie.

Doch sein Körper ist starr vor Entsetzen. Als sei ein Knopf in ihm gedrückt worden, füllen sich seine Ohren mit den Schreien der Verwundeten in der Schlacht von Verdun, in der er gekämpft hat. Er sieht seine Kameraden die Leitern aus den Schützengräben hinaufklettern und wieder zurückfallen mit blutig aufgerissenen Löchern in ihren Körpern. Der Schützengraben, der lange Monate ihr Zuhause war, füllt sich mit Menschen, die Klauen und Zähne ineinanderschlagen, sich hasserfüllt gegenseitig das Fleisch aufreißen – und Blut strömt auf den Boden des Grabens und sammelt sich zu kleinen Bächlein. Auch sich selbst sieht er, wie er mit seinem aufgepflanzten Gewehr die Leiter hinaufklettert. Etwas Warmes, Rotes rinnt plötzlich seinen Oberschenkel hinunter, und er betrachtet es überrascht und be-

leidigt wie ein Kind, dem man sein Spielzeug weggenommen hat, und dann bricht er zusammen und stürzt in den Schlamm. Seine Augen füllen sich mit den Gesichtern seiner Waffenkameraden, die neben ihm wie Marionetten fallen, deren Fäden man gekappt hat. In seinen Ohren steigt der schreckliche Laut des letzten Atemzugs von seinem besten Freund Johann auf. In seiner Nase der Geruch nach Tod, Gestank von liegen gelassenen, im Schlamm der Fäulnis ausgelieferten Leichen, die Gesichter mit Dreck und Fliegen beschmiert, ihr saures Blut verkrustet wie ihre Augen, die offen geblieben sind ... erstaunt? Jemand schreit wieder und wieder seinen Namen, und vor seinen Augen breitet sich Blut aus, befleckt die weißen Laken, auf denen seine Frau liegt, die gerade niederkommt. »Willi!«, schreit sie.

Gleich wird sie ein Baby haben. Eigentlich soll sie ja glauben, dass Kinder in Krautköpfen wachsen, wie ihr Eugenia, ihre polnische Großmutter, gesagt hat. Also wirklich ... Ihr Rücken will entzweibrechen. Der Heftigkeit des Schmerzes nach besteht eine gute Chance, dass es gleich so weit ist. Warum sagt man nicht die Wahrheit? Es ist doch klar, dass Kinder nicht in Krautköpfen zur Welt kommen und auch nicht von Störchen, die sie im Schnabel tragen, durch den Schornstein abgeworfen werden. Was für ein Unsinn! Kindermärchen! Babys wachsen im Körper von Frauen. Schließlich kommen sie ja aus ihren Körpern heraus. Und das hängt natürlich auch mit Männern zusammen, mit ihren Zuckungen und dem lauten Stöhnen, wenn sie ihre Frauen in der Nacht umarmen. Warum erfindet man solche Märchen, und warum spricht man nicht offen über das Thema? Töten und Tod sind Themen, über die zu reden erlaubt und gewollt ist – und sogar, sich damit zu brüsten. Aus dem Krieg heimgekehrte Soldaten haben Medaillen dafür erhalten, dass es ihnen gelungen ist, feindliche Soldaten abzu-

schlachten – und je mehr, desto verdienstvoller! Und wie viel Respekt hat man den Entwicklern des tödlichen Gases gezollt? Wozu sich die Mühe machen, einen einzelnen Menschen zu töten, wenn man mit der gleichen oder noch weniger Anstrengung, mit einer schlichten Fingerbewegung, Hunderte töten kann? Aber Leben zu schenken? Nein, darüber spricht man nicht. Pssst ... das ist unsittlich, das tut man nicht in einer anständigen Gesellschaft. Wie kann, fragt sie sich, eine so natürliche Sache etwas sein, dessen man sich zu schämen hat? Und was hat das mit Moral zu tun? Warum schweigen alle darüber? Nicht nur die »anständige Gesellschaft«, sondern auch die Ärzte, die Lehrer und die Pfarrer. Vielleicht könnte man, wenn sie darüber reden würden, etwas ... »Aua!« Ein furchtbarer Schmerz zerreißt ihren Bauch, und sie fühlt sich wie ein Stück Fleisch, das Berthold, der Metzger, im Hinterzimmer der Metzgerei zersägt. Als der Schmerz ein bisschen nachlässt, findet Elisa wieder fast zu ihrem normalen Atemrhythmus zurück und fährt fort, schwitzend Gedanken zu wälzen, sich zu fragen, wie es sein kann, dass nach alldem Frauen ihre Ehemänner weiterhin lieben und sogar noch mehr Kinder zur Welt bringen ...

Willis Gesicht ist abgezehrter denn je. Ein klatschnasses weißes, mit Blümchen besticktes Taschentuch liegt auf seinem Kopf, von dem dünne Bächlein über seine Stirn und sein Gesicht rinnen. Wie lächerlich! Seine Augen sind auf seine Frau geheftet, sein Körper zittert unkontrolliert. Nie hat er solche Angst gehabt. Nicht in den Schützengräben, nicht einmal als sein Vater ...

»Willi!«, schreit Elisa, und ihre Stimme erinnert ihn an das Geräusch eines Baums, der von einer Granate getroffen, mit einem knirschenden Kreischen umstürzt, das einem das Blut in den Adern gefrieren lässt.

Er rafft sich auf und läuft los, so schnell es sein Hinken erlaubt. Er holt den Besen aus dem Schrank, tritt ins Schlafzimmer und klopft zweimal hintereinander an die Decke.

Valkyrje Valgalmyr, die stark beleibte Wikinger-Nachbarin, spürt das Klopfen, das gegen ihren Boden schlägt, sehr wohl. Sie erhebt ihre Massen mit überraschender Leichtigkeit vom Sofa und ist mit zwei flinken Schritten an der Tür. Dann schlägt sie sich an die Stirn und kehrt wieder um. Mit einem schnellen Hüpfer ist sie in der Küche. Mit ihrer roten, groben Hand nimmt sie das schwere Messer vom Tisch, ihr gutes, mit dem sie die Stängel der Krautköpfe abschneidet, die sie in ihrem Garten züchtet. Sie verharrt einen Moment im Flur, strafft ihren kurzen Leib und stellt sich auf die Zehenspitzen, damit sie ihr Gesicht im Spiegel sieht. Mit Adleraugen prüft sie ihr Aussehen: Das Haar ist gehorsam straff wie ein Soldat! Außer einer Locke über ihrer Stirn, die sie als Tribut an die Mode bewahrt. Ihr Gesicht spricht von gesetzter Selbstgewichtigkeit. Ihre etwas nach unten gezogenen Lippen dehnt sie nun zu einem künstlichen Lächeln und kneift sich leicht in die Wangen, bis rötliche Flecken erscheinen. Ordnung muss sein! So, das ist schon viel besser. Sie ist zufrieden. Ihre Erscheinung zeugt von der respektheischenden Ernsthaftigkeit einer Frau, die weiß, was sie vor sich hat, die ihrer Umgebung Sicherheit und Ruhe vermittelt. Schade, dass sie nie jemanden wie sie selbst an ihrer Seite hatte. Was würde Frau Klein, ihre Nachbarin von unten, ohne ihre Hilfe anfangen?! Nie im Leben würde sie gebären! Sie verlässt rasch die Wohnung, rollt ihren kugeligen Leib die Treppe hinunter, öffnet, ohne anzuklopfen, die Türe zur Wohnung der Kleins und tritt mit stolz erhobenem Haupt ein.

Elisa bittet Willi wieder um Wasser. Er nickt, begreift endlich, was von ihm erwartet wird, Gott sei Dank, er soll Wasser brin-

gen. Er hinkt ins andere Zimmer und kommt schnell mit einem Haufen Laken auf den Armen zurück. Elisa fleht: »Wasser ... Willi, bring Wasser ...«

Frau Valgalmyr betritt das Zimmer mit dem riesigen Messer in der Hand und fügt befehlend hinzu: »Und Handtücher.«

Willi schüttelt es. Am liebsten möchte er jetzt nicht hier sein in der Gesellschaft dieser Frauen, die etwas von ihm erwarten, das er nicht versteht, die ihn anschauen, als sei er schuld. Was hat er denn gemacht? Er streichelt unbewusst seinen Oberschenkel. Er wäre bereit, überall zu sein, bloß nicht hier. Sogar die Uniform würde er wieder anziehen und in den Schützengraben zurückkehren, obwohl er sich geschworen hat, das nie wieder zu tun. In seiner Hand brennt etwas wie der glühende Lauf seines Gewehrs. Er schleudert es weg, und der Besen fällt mit einem Knall in die Zimmerecke. Willi erträgt das nicht mehr. Er flüchtet aus der Wohnung, aus dem Haus.

Die Valkyrje schnalzt missbilligend mit der Zunge. Männer! Sie gießt warmes Wasser aus dem Kessel, der auf dem Ofen zischt, in die Blechwanne und holt Handtücher aus der Kommode.

Willi schießt wie eine Granate aus der Haustüre. Als habe er sein Hinken vergessen, stürmt er auf die Straße. Seine Beine tragen ihn in schwindelerregendem Tempo, als seien sie mit einem Raketenantrieb verbunden. Er spürt den Schmerz in seinem Oberschenkel nicht, er rennt um sein Leben, als sei der Teufel höchstpersönlich hinter ihm her. Ohne zu wissen, wohin, fliegt er die Straße hinunter wie ein Zeitungsblatt, getrieben im Wind, weiter und weiter, nur fort, ohne zu denken. Und je weiter er sich von seinem Zuhause entfernt, desto leichter wird ihm zumute. Plötzlich halten seine Füße mit einem Schlag an, und er stellt überrascht fest, dass er sich vor der Metzge-

rei der freundlichen Helga und ihres Mannes Berthold Korinthenberg, dem Metzger, befindet, seines einzigen Freundes, mit dem er so gut wie nie redet. Nur ganz selten wechseln sie ein paar Worte über die Herstellung von Frikadellen, über Fleischsorten, den Inhalt von Würstchen und Räucherwürsten. Sie unterhalten sich meist auf ihre Art: Gespräche, die von langen Minuten des Schweigens unterbrochen sind, und danach ein Nicken, ein Brummeln, der Name eines Gewürzes oder eine Zubereitungsart. Aus den spärlichen Worten zwischen ihnen steigen heimelige Düfte nach Knoblauch und Rauch auf. Beide waren Funker im großen Krieg. Sie kämpften zwar an verschiedenen Fronten – Willi bei Verdun und Berthold an der Somme –, doch sie hatten die gleiche Sprache: das Morsealphabet. Sie lernten daraus, wie viele Möglichkeiten sich in einem Punkt und einem Strich mit all den unbegrenzten Kombinationen verbargen – klein, aber inhaltsreich. Willi keucht und schnauft, saugt die gesamte Luft der Straße in seine Lungen ein, und so erleichtert ist er, dass er sich wie ein Mensch fühlt, der zu seinem großen Glück einer großen Gefahr entronnen ist. Doch seine Erleichterung schlägt im Nu in schwere Bedrängnis um. Aus dem Haus, in dem sein Freund wohnt, dringen Schreie, als sei dort ein Brand ausgebrochen. Sie kommen aus dem Mund der verzweifelten Helga, Bertholds Frau, die auch gerade niederkommt. Willi versucht, seine Füße in Gang zu setzen, um sich von dort zu entfernen, doch sie wiegen Tonnen und scheinen felsenfeste Wurzeln auf dem Bürgersteig geschlagen zu haben. Er ist nicht imstande, sich wegzubewegen. Er will kehrtmachen, aber eine unsichtbare Wand blockiert seinen Weg und fesselt ihn an Ort und Stelle.

Neben Helga sitzt eine Hebamme und wischt ihr die Stirn ab. Oh, oh, es tut so weh … Berthold blickt seine Frau an, ist das

wirklich sie? Er ist bleich bis in die Haarwurzeln, sein normalerweise rundes, rotes Gesicht ist jetzt so weiß wie die Schürze um seine Hüften, und seine Finger kneten, ohne es zu merken, die Säume. Was gäbe er nicht darum, weit weg zu sein? Aber wie könnte er Helga in dieser Lage allein lassen? Was soll er nur tun? So fühlt sich sicher ein gefangenes Tier. Er lehnt den Rücken an die Tür des Zimmers, während er versucht, nicht das schweißüberströmte, violette Gesicht seiner Frau anzuschauen. So etwas hat er noch nie gesehen. Der Mittelpunkt seiner Welt, seine Festung, das Schlafzimmer, das bis gestern sein Hochzeitszimmer, der angenehmste Platz auf Erden war, ist über Nacht fremd und bedrohlich geworden. Auch die Frau, die er liebt und zu kennen geglaubt hat, ist verschwunden, und an ihrer Stelle liegt eine erschreckende Fremde mit geschwollenem Gesicht im Bett, der beinahe die Augen aus den Höhlen treten. Er presst seinen Rücken mit aller Gewalt an die Tür hinter ihm, als versuchte er, im Holz aufzugehen.

Helga fleht: »Nun geh schon ... auuu ... geh schon raus!!«

Berthold hat auf diese Worte nur gewartet. Er dreht sich hastig um, stürzt aus dem Zimmer die Treppe hinunter, auf die Straße, und rennt beinahe Willi um, der wie betäubt vor dem Hauseingang steht.

Die Kirchturmuhr schlägt sechs. Auf Elisas Bauch ruht der Säugling. Sie spürt konzentriert in ihren schlaffen Körper hinein, sucht misstrauisch nach dem Schmerz. Wo ist er hin? Der Rücken tut nicht weh. Auch der Bauch nicht. Und der Kopf ist klar. Nur der Hals brennt ein bisschen. Und sie ist müde. Aber der große Schmerz ist verschwunden, keine Spur mehr von dem, was ihren Körper noch vor einem Augenblick zerrissen hat. Anscheinend ist der Schmerz zusammen mit dem Säugling heraus-

gekommen, und momentan kann sich Elisa nicht einmal mehr erinnern, wie grauenhaft es war. Sie betrachtet das Wesen, das sie zur Welt gebracht hat und das noch durch die Nabelschnur mit ihr verbunden ist, weiß, dass all das wunderbar und zugleich ganz einfach ist, dass es so zu sein hat. Valkyrje, die ihr Messer ins kochende Wasser taucht, durchtrennt die Nabelschnur mit einem Hieb, und ein unangenehmes Gefühl läuft ihren Rücken hinunter: Sie könnte schwören, dass das Neugeborene ihre Bewegungen mit dem Blick verfolgt. Elisa betrachtet das Baby, das allen Säuglingen gleicht und doch so verschieden ist. Die Augen der Kleinen sind offen, sie scheint auf eine besondere Weise aufgeweckt und lebendig, schaut ruhig, gibt keinen Laut von sich. Elisa erfüllt eine neue, unbekannte Empfindung. Tränen steigen ihr in die Augen.

Valkyrje dagegen gefällt die Situation nicht. Das Baby weint nicht. Sie hebt ihre große, rote Hand, um ihm auf den Po zu klatschen.

»Nicht!«, sagt Elisa, »schlag sie nicht!« und hält schützend die Hände darüber.

»Aber das macht man immer so!«, protestiert Valkyrje. Doch Elisa bleibt stur. »Warum? Welchen Grund auf der Welt gibt es, sie zu schlagen?« Die ihr unvertraute Entschlossenheit Elisas verunsichert Valkyrje. Man gibt einem Neugeborenen immer einen Klaps auf den Po. Immer! Mit welchem Recht ändert diese komische Nachbarin die Ordnung der Welt? Nein, sie weiß nicht, warum man das macht, aber das machen nun mal alle! Schon seit jeher! Vielleicht, damit die Babys verstehen, dass das Leben hart und schmerzvoll ist. Damit sie gleich von Anfang an ihren Platz kennen. Und vielleicht auch, damit ihnen nicht etwa einfällt, ihr Po sei zum Sitzen da, denn Ruhe werden sie ja keine haben in dieser Welt … Ihre Gedanken be-

hält sie aber für sich. Nachbarn kann man sich bekanntlich nicht aussuchen, und diese Elisa hat sie nie verstanden. Sie ist nicht berechenbar, seltsam. Sie und ihr Willi müssen immer anders sein. Sogar ein Buch über moderne Kunst hat diese Frau im Haus! Und ihr Mann? Wer hat von einem Mann gehört, der zu Hause kocht?! Ganz und gar schrecklich! Das Baby starrt sie an. Diese zwei merkwürdigen Menschen haben ein merkwürdiges Mädchen zur Welt gebracht. Nun, was konnte man schon erwarten? Und jetzt, statt ihr zu danken, wirft diese Nachbarin, die Klein, die Weltordnung über den Haufen, ohne Rücksicht auf sie, obwohl sie doch weiß, wie wichtig ihr Tradition ist. Unwillig, aber auch mit einer gewissen Erleichterung nimmt Valkyrje von dem Neugeborenen Abstand.

»Verstehen Sie, Frau Valgalmyr«, versucht Elisa, die Nachbarin zu versöhnen, »ich glaube nicht, dass man Irene schlagen muss, denn …«

»Irene?«, fragt Valkyrje.

»Irene, die Friedensgöttin. Meine Tochter! Sie braucht keinen Schlag auf den Po, sie atmet ja. Sie kann es allein. Alles! Sehen Sie, schauen Sie sie an, sie, sie … ist vollkommen!«

Valkyrje blickt die Kleine misstrauisch an, die ihr einen konzentrierten, forschenden Blick zurückgibt. In diesem Zweikampf unterliegt Valkyrje, und es drängt sie, in ihre Wohnung zurückzukehren. Wen wundert es, dass Herr Klein geflohen ist? Aber wie üblich muss sie das letzte Wort haben. Sie geht zur Tür, dreht sich um und zischt: »Ein Mädchen, das am Freitag, dem sechsten Juni 1924, um sechs Uhr geboren ist … Nun, man sollte sich besser mit dem Pfarrer beraten. Zur Sicherheit …«

Berthold, der mit weichen Knien und leichenblass aus der Metzgerei kommt, freut sich ungemein, Willi dort vorzufinden. Die

verstörten Männer stehen sich gegenüber, wissen nicht recht, was nun zu tun ist. Schließlich heben sie die Arme und drücken einander die Hände, anfangs zögerlich und danach übertrieben energisch. Eine geraume Weile schütteln sie einander heftig die Arme, als hinge ihr Leben davon ab.

Aus dem Fenster oben hört man Helga schreien, ein einziges Mal noch. Berthold erstarrt auf der Stelle, kalter Schweiß bedeckt seine Stirn. Und dann ruft die Hebamme hinunter: »Ein Sohn! Es ist ein Junge! Glückwunsch!«

Willis Hand hält einen Moment inne, und dann schüttelt er Bertholds Hand mit erneuter Energie. »Gratulation!«

Berthold holt tief Luft. Anscheinend hat er minutenlang nicht geatmet. Eine ungeheure Erleichterung überflutet ihn, als sei etwas aus seinem Körper entwichen, das ihn wie ein Stein beschwerte. Jetzt ist er beruhigt, ganz sicher, dass seine teure Helga in Ordnung ist. Er dankt Willi völlig aufgeregt, als ob es dessen Verdienst sei, dass alles gut geendet hat, und aus seinem Mund kommt der längste Satz, den er jemals zu seinem Freund gesagt hat: »Und bei Ihnen, Herr Klein? Frau Klein ... auch in Kürze, nicht wahr?«

Willi nickt. Sein guter Freund hat einen Sohn bekommen. Gebe Gott, dass sein Kind ein Mädchen wird.

Berthold nickt ebenfalls und wendet sich zum Gehen. »Die erste Runde geht auf mich«, erklärt er mit einer Stimme, die keinen Widerspruch duldet.

Sie gehen die Straße hinunter wie zwei Brüder, in einvernehmlichem Schweigen, in Richtung des einzigen Biergartens in Porz, der kleinen Vorstadt von Köln.

2. Kapitel: August 1924

Willi schiebt stolz den Kinderwagen. Es ist selten, dass es nachmittags um diese Zeit noch angenehm warm ist. Alle sind draußen, um die Sonne zu genießen, sitzen in Cafés und trinken Wein oder veranstalten Picknicks unter den Bäumen der umliegenden Parks. Willi ist glücklich. Er und seine Frau Elisa teilen endlich die gleichen Gefühle miteinander, die Sorge und Liebe für dieses kleine Wesen, das Gott weiß woher gekommen ist. Er ist stolz auf seine kleine Tochter und überzeugt, dass sie etwas Besonderes ist. Sie ist schließlich seine, nicht wahr? Er hat sich geschworen, dass er sie beschützen und alles tun wird, um ihr ein gutes und anständiges Leben zu gewährleisten.

Das Baby blickt zu den Baumkronen, die über ihm schweben, zu den Balkonen hinauf, die sich an die Schwellen der Zimmer schmiegen, in das weiche Sonnenlicht, das sich in den Fenstern spiegelt. In seine Nase steigen Essensgeruch und Parfümduft. Eine grünliche Fliege schwirrt vor seinem Gesicht, landet einen Moment auf seiner Nase, kitzelnd und summend, und verschwindet.

Die Leute werfen Blicke auf den Mann, der mit einem Kinderwagen auf der Straße spazieren geht, schütteln grinsend den Kopf. Äußerst unüblich! Vielleicht ist er Kommunist? Willi lächelt ihnen zu und lüpft seinen Hut. Er beugt sich zu Irene hinunter und richtet ihre Decke.

Valkyrje Valgalmyr späht hinter dem Vorhang aus ihrer Wohnung und schnalzt missvergnügt mit der Zunge. Sie nimmt einen Lappen und nähert sich ihrem Klavier. Ungleich ihren Nachbarn ist sie eine kultivierte Frau, und ein Heim, in dem es kein Klavier gibt, hat keine Kultur. Sie wischt eine nicht existente Staubschicht vom Deckel des Klaviers, der immer geschlossen

ist, damit es keinen Staub fängt, während sie mit einem Auge die Straße im Blick behält. Und da ist auch Helga, die Frau des Metzgers. Auf ihrem Kopf sitzt ein zugegebenermaßen schöner Filzhut, den sie sicher in Berlin gekauft hat. Auch sie schiebt einen Kinderwagen. Willi und Frau Korinthenberg lächeln, Willi verbeugt sich leicht. Helga späht in Irenes Wagen, und Willi beugt sich über den Wagen der Korinthenbergs.

»Kuckuck, Irene, gugguck …«, lacht Helga, »was für ein bezauberndes Mädchen du bist.«

Willi steht ihr nicht nach: »Hallo, mein hübscher Kleiner …«

»Hans«, sagt Helga.

»Hans«, wiederholt Willi, »potzblitz, was bist du für ein Kerlchen!? Er ist ganz schön gewachsen, nicht?«

Helga meint lächelnd: »Berthold sagt, wenn er so weitermacht, müssen wir demnächst die Wohnung erweitern … Und die süße Irene? Weint sie viel?«

Willi zögert. »Ein bisschen. Manchmal. Wie jedes Baby, nehme ich an … und Hans?«

»Hans?« Helgas Lächeln wird hohl. »Hans weint nie.« Willi spürt, dass ein Schatten über Helgas Gesicht huscht, und versucht zu scherzen: »Nein? Anscheinend hat er keinen Grund …«

3. Kapitel: Juni 1928

Elisa liest Erbsen. Die mit schwarzen Flecken sortiert sie aus, die guten sammelt sie in einer weißen Porzellanschüssel. Irene sitzt ihr gegenüber auf einem Stuhl, auf dem ein großes, dickes Buch liegt, sodass sie aus dem Küchenfenster schauen kann. Draußen rennen Jungen herum, schreien und spielen, und ein Plakatierer klebt große Papierfahnen auf die Anschlagtafel …

»Aua!«, schreit Irene und springt vom Stuhl, als habe sie etwas ins Gesäß gestochen.

»Was ist passiert?«, fragt Elisa erschrocken. Irene betrachtet argwöhnisch das Buch und schlägt es vorsichtig auf, genau auf der Seite mit einer großen Illustration von einer Pillenbrennnessel. »Schau, Mama!«, sagt sie zu Irene und reibt sich den brennenden Po.

Die Zeichnung ist sehr differenziert und in diversen Grüntönen koloriert. Die länglichen Blätter sind gezackt, die Blüten sitzen in kleinen weißen Büscheln, und dazwischen ragen gestielte grüne Dornenkugeln heraus. Irene ist bezaubert und hat die schlimme Verletzung schon vergessen. Sie blättert eine Seite um und noch eine, setzt sich auf den Boden und versinkt in dem Buch.

Elisa hebt den Blick: »Irene?«

Doch Irene reagiert nicht. Sie ist in weite Ferne gedriftet, spaziert jetzt zwischen den Seiten des Buchs, in denen Insekten rascheln, Vögel zwitschern und der Wind durch die Bäume weht. Ein Lächeln breitet sich auf ihrem Gesicht beim Anblick eines kleinen Fuchses aus, der am Bach Wasser trinkt. Und da kratzt sich ein Bär seinen Rücken an einem kleinen Baum, der unter seinem Gewicht nachgibt und mit seiner Spitze fast den Boden berührt. In ihren Ohren klingt der Flügelschlag von Vögeln auf, und zwischen den Seiten tummeln sich zarte Schmetterlinge. Ein ganzer Wald wird auf dem Küchenfußboden der Familie Klein zum Leben erweckt.

Elisa lässt sich neben ihr nieder und beginnt, die Illustrationen zu benennen: »Das ist ein Eichhörnchen, siehst du? Was für ein prächtiger Schwanz! Sie fressen schrecklich gerne Nüsse. Du hast solche schon gesehen, nicht wahr? Es gibt viele bei uns. Und das da mit dem langen, lustigen Hals nennt man Giraffe. Und

das, das ist ein Elefant. Die kann man hier nur im Zoo sehen. Siehst du, was er für eine lange Nase hat? Das nennt man Rüssel! Und das ist ein Vogel, der eine lustige Stimme und einen lustigen Namen hat: ein Kakadu ...«

»Kakadu?!«, lacht Irene und Elisa lächelt, ihr Herz ist voller Freude.

*

Elisa schaut aus dem Küchenfenster zu Willi hinaus, der das mit rot-weiß kariertem Stoff ausgepolsterte Körbchen an den Lenker seines knirschenden Fahrrads hängt, seine Wasserflasche, ein bisschen Käse und ein Viertel Brot, das von gestern übrig geblieben ist, hineinpackt.

Im ersten Stock bewegt sich der Vorhang, und Valkyrje späht auf die Straße. Wohin geht er, der Herr Klein, ihr wilder Nachbar, mit seiner komischen Tochter?

Willi beugt sich zu Irene hinunter und sagt etwas zu ihr, und beide winken grüßend zu ihr hinauf.

Valkyrje entfernt sich hastig vom Fenster.

Uff, diese schnüffelnden Nachbarn! Willi knöpft Irenes Jacke ordentlich zu, und dann schwingt er sie in die Höhe und küsst sie strahlend auf beide Wangen. Irene zerzaust seine Haare, und er lacht.

»Sei vorsichtig, Willi«, bittet Elisa im Stillen, als er Irene in die Luft schwingt, als habe sie kein Gewicht, »Irene ist bloß ein kleines Kind, und du bist kein Zirkusakrobat!«

Willi holt seine kleine Tochter wieder aus den Wolken herunter und setzt sie auf den Gepäckträger. Er knöpft den Kragen seiner alten Jacke zu, lässt sich auf dem Ledersitz des bejahrten Fahrrads nieder und fährt schnell die Straße hinunter, bis das Fahrrad, dem zwei Köpfe gewachsen sind, zu einem kleinen

Fleck irgendwo am Ende der Straße wird und aus Elisas feuchten Augen entschwindet.

4. Kapitel: Juli 1928

Willi fährt den schmalen, holprigen Pfad entlang, der auf beiden Seiten von Blumen, Sträuchern und Bäumen eingesäumt ist. Ein Hase kreuzt den Weg und ist im Nu hinter den Bäumen verschwunden.

Irene sitzt auf dem kleinen Kissen, das Willi auf den Gepäckträger des Fahrrads gelegt hat. Sein breiter Rücken schützt sie vor dem Wind. Keiner sieht sie jetzt, auch ihr Vater nicht, der sich nur eine Handbreit von ihr entfernt befindet. Trotz seiner Nähe hat sie das Gefühl, allein zu sein, und es gefällt ihr. Je tiefer sie in das Reich des Waldes eindringen, desto mehr verebben die Geräusche der Stadt und das Getöse der Menschen. Was für ein Abenteuer! Die Stille hat hier einen besonderen Klang und einen durchlässigen Geruch. Vogelgezwitscher und Summen von Insekten steigen ringsherum auf, was die Stille jedoch nicht stört, sondern sie geradezu noch zu vertiefen scheint.

Hat Mama das gemeint, als sie gesagt hat, ohne Stille kein Klang? Und ohne Schatten kein Licht? Tatsächlich hat sich der warme, helle Sommer hier in die Schatten zurückgezogen. Hier spielt die Natur Verstecken. Die dickbauchigen, mit Regentropfen gefüllten Wolken, die über ihren Köpfen wandern, überziehen einen Moment die Sonne und geben sie im nächsten Moment wieder frei, führen einen Schattentanz auf der Erde auf. Eine kleine Wolke taucht in den Spiegel einer vor Sauberkeit glänzenden Pfütze ein. Irene ist von einer grünenden, blühenden Umarmung und dem Geruch nach immerwährender Ver-

rottung und Regen umfangen. Und da ist die Pillenbrennnessel, die Mama ihr im Buch gezeigt hat! So viele Geheimnisse sind im Wald verborgen, so viele Wunder und Leben. Hier leben kleine Zwerge, die sich von Beeren ernähren und aus den Teichpfützen und Bächen trinken, deren vernehmliches Plätschern wie eine wundersame Melodie ans Ohr dringt. An einem so schönen Sommertag sind die Zwerge aus ihren kleinen Behausungen gekommen, um am Bach zu dessen märchenhaften Harfenklängen zu tanzen, natürlich nur, wenn sie ihre Vorräte an Körnern, Heidelbeeren und Himbeeren genügend aufgefüllt haben, die Nahrung für den Winter, der nach dem verzauberten Herbst kommen wird, und danach das Weihnachtsfest in seiner vollen weißen Pracht! Und dann beginnt das neue Jahr, frisch und verheißungsvoll. Ihm zu Ehren wird die Erde den Atem anhalten und gefrieren. Die Seen werden zu glattem, grünlichem Eis, die Bäume streifen ihren Blättermantel ab, und ihre kahlen Zweige schmücken sich mit Ketten von Licht und Silberohrringen, mit frostglitzernden Eisdiamanten eingelegt. Und dann wird der Frühling kommen und mit vollen Händen Farben über die grünende Erde ausschütten.

Irene ist glücklich, trunken vor Freiheit. Ihre Augen verschlingen die Schönheit. Wind streichelt ihr Gesicht mit kühlen Fingern und zerzaust ihr Haar. Ein roter Fuchs kreuzt den Pfad, sein prachtvoller Schwanz berührt beinahe die Räder des Fahrrads, die sich mit monotonem Knirschen weiterdrehen. Noch eine Biegung, und sie verlassen den Pfad und halten an einer kleinen, sonnenüberfluteten Waldlichtung. Willi hebt Irene von ihrem Sitz herunter und holt ein kleines, in Zeitungspapier eingeschlagenes, mit Bindfaden verschnürtes Päckchen aus dem Korb. Er löst den Knoten, rollt den Faden zu einem kleinen Knäuel auf, das er in den Korb zurücklegt.

In dem Zeitungspapier befindet sich ein Sammelsurium von Schalen und Samen.

»Was ist das, Papa?«, fragt das Mädchen.

»Schau her, Irene«, sagt Willi, »das alles hat uns die Erde gegeben. Siehst du? Das sind Schalen und Samen von Gemüse und Obst, das wir geerntet und gegessen haben. Und jetzt sind wir an der Reihe, etwas zurückzugeben. Die Tiere werden die Schalen fressen und was übrig bleibt, wird sich zersetzen und die Erde düngen. Die Samen werden keimen und wachsen und wieder Frucht tragen für uns. Denn das ist die Regel: Wer nichts gibt, bekommt nichts.«

Irene schüttet die Samen und Schalen in ihre kleine Hand und verstreut sie ringsherum. Was für ein Vergnügen! *Mein Papa, ich hab dich am liebsten auf der ganzen Welt!,* denkt sie im Herzen. Als sie fertig ist, streift sie ihre Hände ab und streckt ihrem Vater das Zeitungspapier hin, das er glättet, zusammenfaltet und wieder in den Korb legt.

Irene sieht sich um und entdeckt zu ihren Füßen eine Ansammlung von Pilzen. Eine Menge Pilze! Moment, etwas Glitzerndes dazwischen fängt ihren Blick. Was kann das sein? »Papa, schau mal …«

Willi folgt der Richtung, in die seine Tochter deutet, doch er sieht nichts glitzern. »Alle Achtung, Irene! So schöne Pilze! Woher weiß man, ob sie giftig oder essbar sind?«

Irene bückt sich mit dem Rücken zu ihrem Vater und klaubt vorsichtig ein im Sonnenlicht glänzendes Objekt zwischen den Pilzen auf. Es ist eine silberne Kette mit einem Muschelanhänger. Sie reibt die Erde daran mit ihrem Ärmel ab. Zu ihrer Überraschung öffnet sich die Muschel, und im Innern glänzt ein kleiner Spiegel. Irene betrachtet sich forschend: Gut? Schlecht? »Ich weiß nicht«, antwortet sie dann ihrem Vater.

Willi tritt näher, bückt sich und untersucht die Pilze. »Schwer zu sagen, nicht wahr, Irene? Das ganze Geheimnis besteht darin, unterscheiden zu können. Komm, ich zeig's dir ...«

»Gleich, Papa, sieh mal, was ich gefunden habe. Schön, nicht?« Sie reicht ihm die Kette. »Und man kann die Muschel auch aufmachen! Hier hinten ist ein Häkchen ...«

»Wo hast du das gefunden?«, fragt Willi.

»Da«, sagt Irene und zeigt mit dem Finger auf die Stelle, »zwischen den Pilzen. Von wem kann das sein?«

»Ich glaube nicht, dass man den Besitzer noch finden kann«, meint Willi. »Wer weiß, wie lange das schon da liegt?«

»Kann ich es behalten?«

»Sicher«, erwidert Willi, und Irene legt sich die Kette um den Hals. »Dein Großvater Friedrich, mein Vater«, sagt Willi, »sagte immer, wenn man etwas findet, ist das Schicksal. Er hat bloß nicht gesagt, ob das ein Glück für den Finder oder Pech für den Verlierer ist. Oder vielleicht umgekehrt? Schwer zu sagen. Ungefähr so wie mit den Pilzen.« Willi streckt die Hand aus und berührt die Kette. »Gib immer gut acht, Irene, was du deinem Herzen nahebringst. Und denk daran, das ganze Geheimnis besteht darin ...«

»Unterscheiden zu können!«

»Du erinnerst dich an alles«, freut sich Willi. »Auch wie man sie sammelt?«

»Nicht ausreißen, abschneiden«, sagt Irene und hält ihm ihre kleine Hand hin.

Willi legt ein Armeetaschenmesser hinein. »Damit die Wurzel ...«

Irene schneidet einen Pilz am Fuß ab, »... in der Erde bleibt.«

Willi ist hingerissen. Was für ein Köpfchen diese Kleine hat!

»Schau, Papa, da ist die Pillenbrennnessel, die mir Mama im Buch gezeigt hat!«

Willi nimmt ihr das Messer aus der Hand und schneidet vorsichtig ein paar dornige Blätter ab.

»Pass auf, Papa«, bittet Irene, »das verbrennt! Warum willst du überhaupt ...«

»Weißt du, was wir damit machen?«, fragt Willi und gibt selbst gleich die Antwort. »Abendessen.« »Abendessen?!«, ruft Irene erschrocken. »Aber das brennt!«

»Keine Bange, wir kochen das, bis es weich wird, und dann wird es uns nicht schaden. Du glaubst gar nicht, wie gut das schmeckt! Vor allem mit Kartoffeln und vielleicht sogar mit Ei!«

Irene ist beeindruckt, ihr Vater weiß alles! »Wem gehört die Erde, Papa?«, fragt sie mit einem Mal.

Willi antwortet mit einer Gegenfrage: »Und wem gehören der Himmel, die Bäume und der Wind? Die Erde gehört niemandem. Wir haben sie als Leihgabe bekommen ... Weißt du, was eine Leihgabe ist?«

»Von wem?«, antwortet auch Irene mit einer Frage, und ihr Vater streicht ihr übers Haar.

»Von unseren Kindern«, sagte er.

»Von mir?!«, fragt Irene erstaunt, und Willi fährt fort: »Und du erhältst sie ...«

Irene hat das Prinzip begriffen: »Von meinen Kindern?«

»Von meinen Enkeln«, scherzt Willi.

»Aber ich werde nie heiraten«, wendet Irene entschieden ein.

»Mag sein«, stimmt ihr Willi zu, »aber das besagt nicht, dass du keine Kinder haben wirst. Wenn du willst. Man muss dafür nicht heiraten.«

Das allerdings hat Irene nicht gewusst, und sie ist perplex: »Nein?«

»Sag, mein Mädchen, hast du jemals von einer Hochzeit von Katzen gehört? Oder von Eichhörnchen? Oder Vögeln? Oder vielleicht ...«

Irene beteiligt sich vergnügt an dem Spiel: »Füchse? Ameisenlöwen? Nilpferde? Giraffen?« Sie zählt weitere Tiere und Pflanzen aus dem großen Buch mit den schönen Illustrationen auf. Willi blickt sich um und findet einige der genannten Pflanzen. Er pflückt ein paar, reibt und riecht an ihnen, probiert sie und gibt auch Irene etwas. Was für ein schönes Spiel! Irene begeistert sich: »Schmetterlinge, Hasen, Schweine, Affen ...«

Willi hält ihr eine andere Pflanze an die Nase.

Ihr Gesicht verzieht sich vor Abscheu. »Fische! Läuse! Eulen, Ameisen ...«

Die Pilze und die Pflanzen, die er gepflückt hat, legt Willi in den Korb. Irene sammelt ein paar schöne große Tannenzapfen auf, während sie fortfährt: »Mäuse. Schafe. Fliegen.« Sie schaut auf den Boden: »Würmer! Chamäleons. Flöhe ...«

Willi blickt zum Himmel auf. Es scheint, dass es bald regnen wird. Elisa hat es nicht gern, wenn Irene nass wird. Nach Hause! Er hebt Irene auf den Gepäckträger und fängt an, in die Pedale zu treten. Aber dann fällt ihm ein, dass sie seit dem Morgen nichts gegessen haben, und, ohne anzuhalten, zieht er den Käse und das Brot aus dem Korb und bricht es auseinander: Einen kleinen Teil stopft er sich in den Mund, und den Löwenanteil mitsamt dem Käse reicht er nach hinten.

Irene zerteilt das Brot, eine Hälfte für sich und die zweite zerbröselt sie und streut sie auf die Erde. Eine Gabe für die Tiere, denn Papa hat doch gesagt, wer nichts gibt, bekommt nichts. Sie kaut mit Appetit und sagt mit laut erhobener Stimme, damit es ihr Vater und auch die Zwerge hören: »Delphin. Adler. Elefanten. Schmetterlinge ... hab ich schon gesagt. Fliegen. Enten. Mücken.

Wölfe. Motten.« Und dann wedelt sie mit der Hand und schreit: »Bienen!!!«

5. Kapitel: September 1929

Die Straße ist vom Regen gewaschen, und es tut gut, bei so schönem Wetter spazieren zu gehen, denkt Irene und hängt sich bei ihrer Mutter ein. Der rot-weiß kariert ausgelegte Korb ist voller guter Sachen: frisches Brot aus der Bäckerei, ein Käseschnitz und ein großer, rotbackiger Apfel. Auch Elisas Wangen sind rot und rund und sie geht langsam und schwer, im Stillen dankbar für die frische Luft. Sie betreten den Blumenladen von Anna und Herbert Lukas, Irenes Tante und Onkel, und Herbert hebt Irene bis zur Decke hoch. »Da sind Spinnweben«, verkündet Irene begeistert und deutet auf eine Ecke oben.

»Nicht nur dort«, lächelt ihr Onkel und setzt sie ab. »Auch in dem Eck gegenüber und dort, über der Kasse. Siehst du?«

Irene fragt: »Warum putzt ihr das nicht weg?«

»Anna erlaubt es nicht«, schmunzelt Herbert.

»Das ist kein Schmutz«, sagt Anna und tritt mit einem Lächeln zu Irene und umarmt sie. »Hast du dir einmal so ein Netz aus der Nähe angesehen? Das ist ein echtes Kunstwerk! Spinnen sind erstaunliche Lebewesen!« Anna wendet sich ihrer Schwägerin zu und umarmt auch sie, wobei sie sich in Acht nimmt, ihren geschwollenen Bauch nicht zu drücken.

Sie verabreden sich für Sonntag. Elisa geht hinaus und bleibt am benachbarten Zeitungs- und Tabakkiosk stehen. Irene, neben ihr, liest langsam und laut die große Schlagzeile vor: »Börsensturz in Amerika.«

Elisa sagt verblüfft: »Was?! Ich glaub's nicht!«

»Ist das gut?«, fragt Irene.

»Das ist enorm!«, sagt Elisa. »Wer hat dir das Lesen beigebracht?«

»Ich«, erwidert Irene, die die Aufregung ihrer Mutter nicht versteht, »aus dem Buch über die Länder.«

Elisa kann ihr Erstaunen nicht für sich behalten und sagt an den Zeitungsverkäufer gewandt: »Sie ist noch keine sechs! Ist das zu glauben!«

»Aber was heißt das?«, fragt Irene.

»Dass Leute kein Geld mehr haben«, antwortet Elisa, »die Armen.«

»Alles wegen dieser Blutsauger …«, äußert der Zeitungsverkäufer.

Eine Welle von Übelkeit steigt in Elisa auf. »Irene, komm.« Sie legt die Hand auf ihren Bauch, aber die unauslöschliche Neugier ihrer Tochter ist bereits geweckt, und sie fragt den Verkäufer: »Welche Blutsauger?«

»Die Kommunisten, die Zigeuner und die Juden«, antwortet er hasserfüllt, »vor allem die Juden. Vampire!«

Irene versteht nicht: »Vampire oder Blutsauger?«

»Das macht keinen Unterschied«, erwidert er. »Alles wegen denen!« Er deutet auf eine Karikatur in der Zeitung *Der Stürmer*, die einen Mann mit spitzem, hässlichem Gesicht mit einer extrem großen, zur Seite geneigten Nase und hervorquellenden Augen zeigt, dem der Speichel von den Lippen in seinen wirren Bart tropft. Mit seinen beiden behaarten Händen umklammert er den Hals einer Frauenstatue, die über eine Bucht mit verstreuten Schiffen blickt und eine siebenzackige Krone auf dem Haupt trägt. »Die Juden sind schuld! Nicht nur daran, was hier in Deutschland passiert, sondern auch an der Wirtschaftskrise in Amerika! Siehst du? Da steht es in der Zeitung!«

»Irene ...«, fleht Elisa, doch das Mädchen ist nicht zufrieden und fragt weiter: »Aber wer ... wer sind die Juden?«

Der Verkäufer kratzt sich am Kopf: »Die Juden sind ... stell dir ein riesiges, hässliches Ungeheuer mit vielen Köpfen vor, und jeder Kopf hat sieben Münder voller schwarzer, bluttriefender, verfault stinkender Zähne, und dieses Ungeheuer frisst Deutschland von innen auf! Bissen für Bissen. Komm mal her ...«

Irene tritt nahe an die Zeitung, auf die er deutet. »Da, so sehen sie aus, siehst du? Ungeheuer! Und das ist noch nicht alles! Sie haben einen Schwanz, sie stinken nach Zwiebeln, und ihre Taschen platzen vor Geld. Geld, das sie gestohlen haben! Von uns! Denk dran, wenn du einmal auf sie stößt, renn schnell davon!«

»Igitt!«, schüttelt sich Irene und dreht sich zu Elisa um: »Mama, hast schon mal so was Ekliges gesehen?«

Elisa betrachtet die Karikatur von Übelkeit gepeinigt. Irene fasst sie an der Hand: »Keine Bange, Mama, ich lass nicht zu, dass so ein Ungeheuer in deine Nähe kommt. Komm, wir gehen heim.« Und sie schüttelt sich noch einmal.

6. Kapitel: Oktober 1929

Den ganzen Vormittag hat Elisa entgegen ihrer Gewohnheit geruht, sich ein bisschen erholt und sogar eine Scheibe Brot gegessen. Nun bügelt sie Bettwäsche und Handtücher auf dem Küchentisch. Irene sitzt in einer Blechwanne unter dem Tisch, von dem ein blaues Laken herunterhängt, das sie wie ein Zelt umgibt. In den beiden Henkeln der Wanne stecken zwei lange Holzlöffel, und Irene »rudert«. »Pffff ... Pfff ...«

Elisa niest: »Was für ein starker Wind ...«

»Sonst bläht sich das Segel nicht, und das Schiff kann nicht lossegeln«, erklärt Irene.

»Ganz klar«, sagt Elisa und beweist ihre Kenntnis in Schifffahrtskunde. »Wohin segelst du denn?«

Irene drückt auf das verborgene Häkchen und öffnet den Muschelanhänger ihrer Halskette: »Der Kompass zeigt … nach Osten.«

»Und was ist da im Osten, Irene?«, fragt Elisa. »Dort gibt es ein verzaubertes Land«, antwortet das Mädchen, »ganz, ganz weit weg! Es hat einen Strand mit goldenem Sand und wunderbare Bäume, an denen Früchte aus Gold wachsen … dort segle ich hin. Aber erst, nachdem ich das Ungeheuer besiegt habe.«

Elisa lächelt. Willi, der gerade nach Hause gekommen ist, steht in der Küchentür, eine zusammengefaltete Zeitung unterm Arm. Er wendet sich unwirsch an Elisa: »Was für ein Ungeheuer? Warum machst du dem Kind Angst?«

Elisa öffnet den Mund, um zu antworten, aber Irene kommt ihr zuvor: »Hab ich dir Angst gemacht, Mama?« Willi dreht sich kopfschüttelnd um und geht.

*

Irene betrachtet abwechselnd dieses runzlige, rötliche Wesen, das sich ihre Schwester nennt, und das schlafende Gesicht dieser Frau, so vertraut und dennoch so anders, faltig und zerschlagen, als sei sie von einer Trambahn überfahren worden. Aber plötzlich hat sie es eilig, das Zimmer zu verlassen, da sie fürchtet, dass ihre Gedanken ihre Mutter aufwecken könnten. Sie zieht den Mantel an und geht mit ihrem Vater zur Metzgerei. Heute kocht Willi Eintopf aus allerlei zusammengewürfelten Resten: ein paar Kartoffeln, einige Kohlblätter, Zwiebeln, Knoblauch und die Erbsen, die die wählerische Elisa weggeworfen hat und die von Willi aus dem Abfall gerettet wurden, als sie nicht hinsah. Wenn er